

Tim Leach
Der eiserne Weg



Buch

175 n. Chr., Vindolanda, Britannien: Die sarmatische Kavallerie wurde bei der Donauschlacht von den römischen Legionen zerschlagen. Nun muss sich Kai, ihr stolzester Krieger, das Überleben seines Volkes mit dem Versprechen erkaufen, Rom zu dienen. Obwohl die Sarmaten unter der Schmach der Niederlage leiden, sind sie bereit, für Kaiser Marc Aurel zu kämpfen und zu sterben. Aus ihrer Heimat verbannt, sollen sie sich auf dem Eisernen Weg bis zum Rand des Römischen Reiches begeben. Hier durchschneidet der Hadrianswall das Land und trennt die römischen Gebiete vom Rest der Insel. Für die nomadischen Sarmaten ist der Garnisonsdienst eine grausame Strafe. Doch als es auf beiden Seiten des Walls zu Unruhen kommt, entdeckt Kai, dass jedes Bollwerk seine Schwächen hat: Das ist seine Chance, für sein Volk zu kämpfen.

Autor

Informationen zu Tim Leach und seinen Romanen finden
Sie am Ende des Buches

TIM LEACH

DER
EISERNE
WEG

DIE CHRONIK
DER SARMATEN

Historischer Roman

*Aus dem Englischen
von Julian Haefs*

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
»The Iron Way« bei Head of Zeus, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Dataminings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2024

Copyright © der Originalausgabe 2022 by Tim Leach

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2024

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Arcangel/Collaboration JS, Nik Keevi;

FinePic®, München

Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer

Karte: © Peter Palm, Berlin

BH · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: Nørhaven Book A/S

Printed in Denmark

ISBN: 978-3-442-49380-7

www.goldmann-verlag.de

Für Sara



175 N. CHR.

NORDSEE



Teil 1



Der Wall

1

In der erbarmungslosen Landschaft am nördlichen Rand des Imperiums ragte ein monströser Schatten am Horizont auf.

Es war weder der schartige Rand einer Klippe noch ein mächtiger Wald, denn dies war ein Schatten, den Menschen geschaffen hatten. Hoch und unvorstellbar aufernd zog sich eine gewaltige Mauer aus Stein über die sanften Hügel mit ihren vereinzelt Bäumen. Sie zerteilte die Landschaft so schnurgerade, als hätte man sie mit dem Schwert gezogen.

Einst war die Reichsgrenze an diesem Ort, der den Römern als Britannien bekannt war, bei den örtlichen Stämmen jedoch ein halbes Hundert verschiedener Namen trug, nur ein Gebilde aus Gedanken und Träumen gewesen. Ein eisiger Hauch auf der Haut des Mannes, der die weite Heide überquerte; eine Frage, die einheimische Häuptlinge bei Viehdiebstahl und Blutfehden diskutierten; ein Rätsel, das sich in der Position der Sterne und in Zeichen verbarg, die man nur aus dem Land selbst lesen konnte. Manche behaupteten, sie als weißen Stein in einem Haufen grauer Kiesel entdeckt zu haben, andere im ausgetrockneten Bett eines alten Baches oder an dem Ort, wo an jenem Tag, als die Römer den Boden dieser Insel zum ersten Mal betre-

ten hatten, ein Haselstrauch vom Blitz getroffen worden war. Jeder Mann und jede Frau hatten für sich im Kopf die Grenze ziehen müssen – zwischen den letzten fernen Ausläufern des Imperiums und den wilden Landen jenseits davon.

Eines Tages aber, so erzählte man sich, hatte sich der große Kaiser auf der anderen Seite des Meeres nicht länger mit einer Grenze aus Gedanken und Träumen begnügen wollen. Er hatte sich nach einem steinernen Vermächtnis gesehnt, das dieses Land als sein Eigentum markieren sollte, und so war dieser Wall auf seinen Befehl hin aus der Erde gehoben worden, in einer solchen Geschwindigkeit, dass die ansässigen Stämme darauf bestanden, es müsse die Tat eines rachsüchtigen Gottes gewesen sein.

Aus der Ferne sah er uneinnehmbar aus. Angeblich konnte man oben auf seinem Scheitel von einem Ozean zum anderen gehen, ohne jemals mit den Füßen die Erde berühren zu müssen. Jede Meile gab es eine kleine Festung, jeder Fußbreit Boden stand unter Beobachtung, die ganze Nacht hindurch brannten Fackeln auf den Wehrgängen, getragen von schlaflosen Wächtern, die mit Speer und Bogen gerüstet hinaus in die Finsternis starteten.

Aber jede Grenze hat eine Schwachstelle, wenn man nur gründlich genug danach sucht.

Etwa auf der Hälfte des Walls stand ein Meilenkastell, das einst einen Hauch von kaiserlicher Erhabenheit ausgestrahlt hatte. Stolze blasse Steinquader und ein eisenbeschlagenes Tor aus dunklen Eichenstämmen, das dem Faustschlag eines Riesen standgehalten hätte. Aber es war

nachlässig errichtet worden, von einer Legion, die wärmeres Klima gewöhnt war und der das geistige Format gefehlt hatte, ihre Arbeit an diese andere Welt anzupassen. Denn mittlerweile waren die Holzplanken der Wehrgänge modrig und verzogen, der Mörtel zwischen den Steinblöcken von Regen und Wind zersetzt und das mächtige Tor mit Rost überzogen.

Die Wächter hingegen standen stramm und aufrecht oben hinter der Brüstung, während unter ihnen der einsame Torwächter in den wilden Norden starrte. Alle hielten sich mit erhobenem Kinn, duckten sich nicht vor dem schneidenden Wind und vernachlässigten nicht ihre Pflicht, während sich die Stunden hinzogen. Selbst hier, am äußersten Rand des Imperiums und in tiefster Nacht, schien der Geist von Rom wachsam zu bleiben.

Schon bei Tag gab es für die Wächter wenig genug zu sehen – Nebel, der über die fernen Hügel rollte, ein Schäfer, der wurmgeplagte Schafe durch den Morast lotste, ein einsamer Händler mit seinem Maulesel, der den Soldaten des Walls Heidebier und fragwürdige Tinkturen verkaufen wollte. Und nachts gab es noch weniger zu sehen, denn die Einheimischen waren davon überzeugt, dass es Unglück brachte, nach Sonnenuntergang noch draußen unterwegs zu sein. Ein Wächter mochte seine gesamte Nachtwache verbringen und sich glücklich schätzen, dabei überhaupt irgendetwas zu entdecken, was ihm die Eintönigkeit ein wenig auflockerte – den geisterhaften Anblick einer Schleiereule vielleicht, die ihr Revier absuchte, oder das Leuchten eines fernen Blitzes aus dem nächsten Tal.

Aber nicht in dieser Nacht, denn in der Dunkelheit krochen Schatten durchs Farnkraut.

Sie hielten sich tief geduckt und bewegten sich nur, wann immer der Wind die Geräusche ihrer Schritte verwehte. Ein Wächter mit müden Augen hätte sie für nicht mehr als eine Brise im Unterholz halten können oder für ein Wolfsrudel, das dem Duft einer Herde nachstellte. Aber so vorsichtig diese Plünderer auch waren – sie konnten sich nur bis zu einem gewissen Punkt leise und ungesehen bewegen. Das Kratzen und Rascheln aufgewühlter Blätter drohte sie zu verraten, ebenso das Klappern einer Speerspitze, die nicht fest genug im Schaft verankert war und im Wind säuselte. Auch wechselten jetzt die Wolken, die ihr Näherkommen gedeckt hatten, plötzlich die Seite und zerfaserten zu dünnen Schlieren, sodass sich der Schimmer des Mondlichts auf der breiten Klinge einer Speerspitze spiegelte, auf gefletschten Zähnen, auf kalkweißen Gesichtern mit Kriegsbemalung.

Aber noch immer ertönte kein Alarm, flüsterten keine Pfeile durch die Luft, um sich in die Eindringlinge zu bohren. Noch immer wurden weder Hörner gezückt noch Signalfeuer entfacht, um die nächsten beiden Meilenkastelle zu warnen. Oben auf dem Wehrgang begann der Kopf eines Wächters auf und ab zu nicken – er stand im Halbschlaf auf seinem Posten, wie es schien. Hexenwerk, ein mächtiger Glücksbringer oder göttliche Gunst ließen die Plünderer unbemerkt bleiben, während sie immer weiter auf den Wall vorrückten.

Aber irgendwann endet jede Erfolgssträhne, denn die

Götter sind wankelmütig, und zu viel Glück weckt schnell ihren Neid.

Vor den Plünderern lag offenes Gelände, da das Umland der Straße und des Walls vor langer Zeit von jeglichem Unterholz befreit worden war. Nach vielen Jahren der Vernachlässigung kämpfte es sich nun langsam zurück, aber noch war zu viel freies Land vorhanden, als dass ein feindlicher Stoßtrupp es unbemerkt hätte durchqueren können.

Die Schatten krochen hierhin und dorthin und verharren scheinbar unschlüssig, denn ihre Wahl bestand darin, entweder in Schande durchs Heidekraut zurück zu ihren Heimstätten zu kriechen oder das offene Gelände im Sturmangriff zu überqueren und zu Füßen des Walls zu sterben. Finger krümmten sich um Speerschäfte, Blicke zuckten durchs Dunkel in Richtung der Gefährten. Niemand wollte der Erste sein, der floh, oder der Erste, der sein Leben im nackten Gras aushauchte.

Dann aber wählten sie einen dritten Weg. Als der Mond am Himmel tiefer sackte und ihn die Wolken in voller Größe enthüllten, standen die Angreifer auf, traten vor und warteten.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, an dem man ihnen herausfordernd zurufen musste, an dem Hörner erschallen mussten, an dem ein Hagelschauer aus Speeren und Pfeilen und geschleuderten Steinen die Angreifer an Ort und Stelle niederstrecken musste, an dem die Macht Roms jene zermalmen musste, die es gewagt hatten, mit Waffen in der Hand zur Grenze zu kommen.

Nichts dergleichen geschah.

Gelächter erhob sich aus den Reihen der dunklen Gestalten, Jubel und Siegeschreie, Dank und Segen an die Götter des Krieges und der Jagd. Ohne Hast spazierten sie vorwärts, die Schilde und Speere gesenkt, und näherten sich dem Tor des Meilenkastells. Einer der Männer gab dem Wächter vor dem Tor einen kleinen Stoß – er schwang sanft an Ort und Stelle, drehte sich wie eine Vogelscheuche. Das Mondlicht fiel auf ihn, und seine durchtrennte Kehle schimmerte schwarz in der Nacht; darunter leuchtete fahl der Schaft des Speeres, auf den sein Leib gespießt war. Ein zweiter Angreifer winkte spöttisch hinauf zur Brüstung, wo zwei Männer gegen die Ecken der Festungsmauern gelehnt standen. Denn diesen Ort bewachten nur noch die Toten, und sie waren schlechte Aufpasser.

Das Tor war unverschlossen und schwang unter dem Druck einer flachen Hand quietschend nach innen. Die sanften Hügel dahinter erstreckten sich vor den Angreifern, und plötzlich war ein merkliches Zögern zu spüren, diese Grenze zu übertreten. Wie Kinder, die sich einem verbotenen Ort nähern, Kinder, die auch fern der wachsamen Blicke von Mutter und Vater diese Blicke sehr wohl spüren und die Verurteilung fürchten, die ganz sicher folgen muss. Sie schauten einander an und stellten fest, dass sie allesamt Angst hatten.

Da ertönte aus dem Farndickicht in ihrem Rücken der Klang gleichmäßigen Hufschlags.

Wie ein Wesen aus einem Albtraum wirkte diese Gestalt zuerst – ein großer Mann in Umhang und Kapuze, der auf einem mächtigen Ross ritt und durchaus einer der todbrin-

genden Geister sein mochte, von denen es hieß, sie durchstreiften dieses Land in tiefer Nacht und entführten Reisende, die unglücklich genug waren, zu dieser Zeit fern von ihren Behausungen zu weilen. Die Angreifer aber begrüßten den Reiter mit leisen Willkommensrufen und reckten die Hände zu seinem Sattel, als suchten sie seinen Segen.

Der Reiter hielt nicht an, sondern ritt geradewegs durch das Tor, räusperte sich und spuckte auf römischen Boden. Kurz danach folgten ihm die anderen, die wie Wölfe die Hälse reckten und schnüffelten, denn in der Luft lag der sanfte Rauch von Kochfeuern und der beißende Hauch des Mists auf den Feldern. Die nächsten Höfe lagen ganz in der Nähe, vollkommen schutzlos. Die Vorhut pfiß durch das Tor nach ihren Gefährten, sich zu beeilen.

Ein Anblick allerdings ließ sie zögern. Ein Meer aus Feuer, ein großes Heerlager weiter im Süden. Nicht das quadratische Marschlager einer römischen Legion, sondern etwas anderes, etwas ganz und gar Fremdes in diesem Land. Dort bewegten sich die Schemen von vielen Tausend Männern und Pferden. Es war eine Armee, die hier im Schatten des Walls nichts zu suchen hatte.

Ihr berittener Anführer aber schenkte dem fernen Lager nicht mehr als einen kurzen Blick. Er flüsterte seine Befehle und führte sie in einem großen Bogen um die nächtlichen Feuer herum. Es war Zeit für die Jagd.

Hinter ihnen auf dem Wall drehten sich die gepfälten Wächter im Wind und schienen zu nicken, während die erste Fackel auf dem Wehrgang zu flackern begann und schließlich stotternd erlosch.

2

Ein Heerlager umschloss das römische Kastell von Vindolanda, das dort im Schatten des Walls stand. Ein verirrter Wanderer hätte es wohl für eine Belagerungsarmee gehalten, für eine Horde von Barbaren, die gekommen waren, um das Imperium mit Krieg zu überziehen. Denn das flackernde Licht der Lagerfeuer fiel auf die kalten, harten Augen erfahrener Schlächter, auf Tätowierungen von Wölfen und Drachen und Adlern, auf pirschende Raubtiere. Dies waren keine Soldaten der römischen Legionen – es waren Sarmaten, nomadische Krieger, die sich seit Jahrhunderten gegen die Grenzen des Reiches geworfen hatten, immer hungrig nach Eisen und Gold und Blut. Fünftausend von ihnen waren dort im Schatten des Walls versammelt – eine Macht, gegen die nur wenige Feinde bestehen konnten.

Sah man jedoch genauer hin, so konnte man die Anzeichen von Scham und Unterwerfung erkennen, die schwer auf ihnen lasteten – die müde Reglosigkeit, mit der sie im Gras hockten, die hängenden Schultern und schlaffen Kiefer. Keine Waffen trugen diese Sarmaten, auch wenn einige von ihnen Äste zu Messern oder Schwertern geschnitzt hatten, wie ein Kind ein Stöckchen zu einem Spielzeug formen mag. Bloße Schatten von Waffen, die ihnen ein

Mindestmaß an Beruhigung verschafften, denn es war ein Zustand der Schande, so entwaffnet auszuharren. Und wo in der Vergangenheit rings um ihre Feuer stets große Gesänge zu hören gewesen waren, Lieder über Liebende und Helden, voll von Lachen und Poesie, saßen sie jetzt stumm da, die Zungen von ihrer Schmach gebunden.

Nur hier und da flüsterten einige Männer untereinander. Immer wieder fielen die gleichen Worte, wie Gebete an ihre Götter. »Fünfundzwanzig Jahre«, hieß es. »Fünfundzwanzig Jahre, dann dürfen wir endlich nach Hause zurück.« Denn dieser Gedanke, so schien es, war alles, was diesen Männern noch blieb. Verloren die große Freiheit der weiten Steppe, verloren der verwegene Kreislauf von Fehden und Beutezügen, in dem sie Ehre erlangten. Nur noch das langsame Abarbeiten ihrer Schuld, Jahr für Jahr, bis sie endlich ihre Heimat wiedersehen durften.

Rings um die Feuer hockten sie in großen versprengten Gruppen, teilten Wärme und Gesellschaft. Denn die Sarmaten taten nichts allein, hatten keine Geheimnisse voreinander. Alles wurde mit dem Stamm und der Sippe geteilt, denn diese Männer und Frauen waren durch Blut verbunden oder durch die Eide, die sie auf ihre Klingen ablegten. An einem der Feuer aber saßen nur zwei Männer.

Der eine von ihnen hatte rotgoldenes, von wenigen silbrigen Strähnen durchzogenes Haar, und sein Bart war nach dem Vorbild des Kaisers geschnitten – er war das Ebenbild eines römischen Soldaten. Der andere Mann trug die Lederhose und den gegürteten Mantel der Steppe, hatte kupferfarbene Haut und schwarzes Haar und frische zer-

klüftete Narben im Gesicht, unter denen sich die durchtrennten Linien alter Tätowierungen abzeichneten – ein geschupptes Untier mit gewundenem Leib, zerschnitten von den frischen weißen Spuren einer Klinge.

Bezwinger und Bezwungener saßen gemeinsam an diesem Feuer und teilten sich einen Weinschlauch, als wären sie Brüder. Dann und wann ertönten leise und gedämpft Hörner oder Trommeln in der Nähe. Lange Zeit saßen die beiden in geselliger Stille da und schürten abwechselnd das Feuer.

Schließlich schaute der Römer auf.

»Spricht irgendwer noch von Meuterei?«, fragte er.

»Mir ist nichts zu Ohren gekommen«, sagte Kai. Er führte die Hand zum Feuer und prüfte die Hitze. »Jetzt, wo wir fast am Ende der Reise angelangt sind, werden sie ruhiger.«

»Ich dachte, es würde Ärger geben, nachdem die neuen Vorräte eingetroffen sind. Verrottetes Fleisch und verdorbenes Getreide.«

Kai zuckte mit den Schultern. »Die Pferde sind wohlgenährt. Das ist alles, was mein Volk kümmert. Was sollte es Männern, die in Schande leben, ausmachen, dass sie verhungern?«

Abermals Stille, und im Licht der Flammen betrachtete Kai den Mann, mit dem sein Schicksal untrennbar verbunden war. Der Römer trug einen dieser nicht enden wollenen Namen, die sein Volk so schick fand. Für die Sarmaten aber war er ganz einfach Lucius oder, wie er manchmal genannt wurde, der Große Anführer, ein Mann, der während

der Kriege in der Steppe fern im Osten in Kais Gefangenschaft geraten war und durch seinen Mut mit dem Schwert die Freiheit wiedergewonnen hatte. Ein Mann, der mit seinem Kaiser einen Frieden zwischen ihren Völkern ausgehandelt und so die Sarmaten vor dem Untergang bewahrt hatte. Allerdings zu einem hohen Preis – für sie beide.

»Es war ein langer Weg«, sagte Lucius, als hätte er Kais Gedanken gelauscht, »und ein beschwerlicher für dein Volk, ich weiß. Aber morgen bekommt ihr eure Waffen zurück. Ihr könnt wieder Krieger sein.«

»Du klingst wie jemand, der sich selbst von etwas überzeugen will«, sagte Kai.

»Du glaubst, ich lüge dich an?«

»Ich glaube, dass Krieger einen Feind brauchen, den sie bekämpfen können.« Er schirmte die Augen ab und schaute sich demonstrativ um. »Hier sehe ich aber niemanden.«

Lucius deutete in Richtung des Walls, dieser schwarzen Linie, die sich vor dem Horizont abzeichnete. »Und glaubst du, das da ist grundlos gebaut worden?«

»Ah ja.« Kai grinste säuerlich. »Zweifellos lebt dahinter ein Volk von Riesen. Deshalb ist dieses Land auch halb verlassen, und man schickt verhungerte Leute her, um diesen Steinhaufen zu bewachen. Was für Helden wir sein werden.«

Lucius schwieg.

»Wir haben die Gerüchte alle gehört«, fuhr Kai fort. »Und du hast es nie in dir gehabt, überzeugend zu lügen. Man hat uns nicht zum Kämpfen hergeschickt. Wir sollen verrotten und vergessen werden. Aber man hat uns einen Krieg versprochen.«

Der Römer verzog das Gesicht – der Mann war wütend auf sich selbst, so kam es Kai vor. »Manch einer wäre dankbar für Frieden«, sagte Lucius dann, »statt nach Krieg zu gieren. Ich kenne viele Legionäre, die den Wall dem Danubius vorziehen würden.«

»Es ist nicht das, was uns versprochen wurde.«

Lucius schüttelte den Kopf. »Manchmal klingst du wie ein Kind, wenn du von diesen Versprechen sprichst.«

»Wie ein Mann, der erwartet, dass man sich an einen Eid hält, der auf die Klinge abgelegt wurde.«

Wieder Stille, bis auf das Knacken des Feuers.

Beide wussten, dass Kai die Wahrheit sagte. Fern im Osten hatte man ihnen etwas versprochen. Als sich ein römischer General in Ägypten aufgelehnt und zum neuen Kaiser erklärt hatte, hatten die Sarmaten gegen ihn ins Feld ziehen sollen, in den größten aller Kriege. Seine Rebellion aber war vorbei gewesen, noch ehe sie wirklich begonnen hatte, der Kopf des Verräters von einem der eigenen Centurionen abgeschlagen, wie ein Stück kostbaren Fleisches gepökelt und in Tuch gewickelt und dem Kaiser von Rom als Geschenk zugesandt. Es gab keinen Krieg mehr für die Sarmaten, also hatte man sie stattdessen nach Nordwesten geschickt, weit übers Wasser und die weißen Klippen in den entlegensten Winkel des Reiches.

»Ich will nicht undankbar erscheinen«, sagte Kai. »Ich weiß, dass du viel aufgegeben hast, um uns hierher zu bringen. Ich bitte dich nur, mich nicht zu belügen.«

»Ich weiß. Es tut mir leid.«

Kais Grinsen blitzte in der Dunkelheit auf. »Vielleicht bin

ich im Unrecht. Es muss ein furchterregendes Volk sein, das jenseits des Walls lebt, wenn Rom solch ein Bauwerk errichtet, um sich zu schützen. Und so mächtige Krieger wie uns.«

»Ich glaube, jetzt bist du derjenige, der nicht glaubt, was er selbst sagt.«

»Ich übe nur, was ich den anderen erzählen soll.« Wieder richtete Kai den Blick auf den gewaltigen Schatten am Horizont. Er fragte sich, ob er sich je an den Anblick des Walls gewöhnen würde. Die Sarmaten entstammten einem Ort, an dem man monatelang reiten konnte, ohne auf ein Hindernis zu stoßen, ohne feste Gebäude oder Grenzen – bis auf jene in den Köpfen der Menschen. Sie waren ein Volk, das nichts Dauerhafteres errichtete als Hütten, um sich vor den schlimmsten Wintern zu schützen, und ihm erschien es wie ein böses Omen, das Land auf solche Weise zu zerschneiden und zu verstellen. Ein Akt wider die Natur und wider die Götter selbst. »Was, glaubst du, erwartet uns hier wirklich?«, fragte er.

»Das Soldatenleben. Wachen und warten. Steuern im Land eintreiben. Den Frieden sichern.« Lucius deutete auf die verstreuten Gebäude vor den Toren des Kastells, als wäre er ein gewiefter Führer, der einem Reisenden die Wunder Roms zeigte. »Im *vicus* – das ist das Dorf außerhalb der Festung – gibt es Wein und Weiber. Außerdem kann man hier gut jagen, schätze ich, in den umliegenden Wäldern und Hügeln. Es ist kein schlechtes Leben.« Aber seine Stimme klang halbherzig.

»Wo würdest du jetzt sitzen, wenn alles anders gekommen wäre?«

»Immer noch am Ufer des Danubius. Ein Krieg nach dem anderen. Oh, ich hätte vielleicht mittlerweile den Rang eines *primus pilus* und einen Lorbeerkranz auf dem Kopf. Und sehr bald einen Grabstein außerhalb dieses oder jenes Lagers. Am Danubius führen Centurionen ihre Abteilungen in die Schlacht und leben meist nicht mehr besonders lange.«

Kai lächelte abermals und stimmte ein altes sarmatisches Sprichwort an: »Wenn unser Leben auch kurz ist ...«

»... soll unser Ruhm doch groß sein«, ergänzte Lucius. »Ja, wir hätten fern im Osten beide den Tod eines Kriegers gefunden. Tapfer und nutzlos. Hier müssen wir deinem Volk ein neues Motto geben, nach dem es leben kann.«

»Einverstanden. Lange zu leben und unsere Heimat wiederzusehen.« Eine Pause. »Das hoffe ich, mehr als alles andere.«

»Ich weiß«, sagte Lucius.

Kai nahm einen Schluck aus dem Weinschlauch und verzog dank der Schärfe der *posca* das Gesicht. »Für eine Sache immerhin bin ich dankbar. Dass ich einem Anführer wie dir diene.«

Der Römer wurde rot – es war sehr einfach, ihn in Verlegenheit zu bringen, das hatte Kai schon lange herausgefunden. Denn die Sarmaten redeten stets offen, sprachen ihre Liebe oder ihren Hass füreinander so selbstverständlich aus, wie sie sich über die Gesundheit ihrer Pferde oder Veränderungen des Wetters austauschten. Und Lucius war, wie es schien, nicht daran gewöhnt, dass man freundlich über ihn redete.

Einmal mehr deutete der Römer auf den großen Schatten am Horizont. »Siehst du das Meilenkastell dort?«, fragte er, und Kai folgte seinem ausgestreckten Finger zu einem Abschnitt des Walls, wo kein Licht zu sehen war. »Die Fackeln sind erloschen. Ein Haufen fauler Wachen. Entweder sie schlafen oder sie sind betrunken.«

»Was wird mit ihnen passieren?«

»Wenn sie Glück haben, werden sie ausgepeitscht. Wenn sie Pech haben, werden sie von den eigenen Kameraden totgeschlagen.« Er schaute mit ernster Miene auf. »Ich werde es ähnlich handhaben müssen, ebenso die anderen, die euch befehligen mögen. Sorg dafür, dass deine Leute das wissen.«

»Das werde ich. Sie fürchten sich nicht vor strengen Befehlen.«

Aber während er das sagte, fragte Kai sich im Stillen, ob das wirklich stimmte, sollte sein Volk an diesem Ort einen Befehl bekommen, den es nicht befolgen konnte – den er selbst nicht befolgen konnte. Denn selbst unter freiem Himmel spürte Kai die unsichtbaren Gitterstäbe eines Käfigs, der sich um ihn schloss. Stets war ihr Volk frei durch die Steppe gezogen, und jetzt sollte es für fünf- undzwanzig Jahre an einen einzigen Ort gebunden sein. Da stand er auf, war plötzlich unruhig und gierte nach der einen Sache, die ihm ein wenig Frieden verschaffen konnte. Eine gefährliche Art von Frieden, wie ein Mann mit einer offenen Wunde im Bauch nach dem Schluck Wasser betteln mag, der ihn umbringen wird – aber trotzdem Frieden.

Hinter sich hörte er Lucius. »Wo willst du hin?«

Kai antwortete nicht.

Lucius startete ins Feuer und schwieg eine Weile. Dann sagte er leise: »Du solltest nicht nach ihr suchen.«

»Sagst du das als mein Anführer?«

»Als dein Freund.«

»Dann weißt du, dass ich es tun muss.« Und ohne eine Antwort abzuwarten, trat Kai in die Dunkelheit hinaus, spürte das nasse Gras unter den Fußwickeln und das leichte Stechen des Windes in den Narben auf seinen Wangen.

Oft hatte er während ihrer langen Reise nach Nordwesten nachts wachgelegen oder war rastlos umhergelaufen. Es war die Tageszeit, die ihm am meisten behagte, eine Zeit der Träume und des Vergessens; wenn man im Dunkeln die Feuer und die Schatten der um sie versammelten Sarmaten betrachtete und die schemenhaften Umrisse der Pferde, konnte man fast glauben, noch immer im großen Grasmeeer zu sein. Wenn er sich nur Mühe gab, nicht die brutale Linie der geraden Straße in der Nähe zu sehen oder die gedrungenen Gebäude, die den Horizont wie Beulen in der Haut durchbrachen; wenn er in der Finsternis die Getreidefelder zum hohen wilden Gras der Steppe werden ließ. Und was ihn selbst anging – in der Nacht mochte man ihn mit jedem anderen Mann verwechseln, mit der Sorte Mann, die er einst gewesen war; mit einem Mann, der noch Teil des eigenen Volkes war.

Er durchstreifte das Lager und kam an einigen Kriegern vorbei, die sich ausreichend mit Wein betäubt hatten, um ihre Schande zu vergessen – sie hüpfen und tanzten und versuchten offenkundig zu verdrängen, wo sie sich befanden.

den. An vielen anderen kam er vorbei, die reglos dasaßen und ins Feuer starrten und dem Leben nachtrauerten, das sie einst geführt hatten. Wieder andere saßen gemeinsam in der Dunkelheit und klammerten sich aneinander fest.

Er gesellte sich zu keiner dieser Gruppen, denn ihm stand der Sinn weder nach Singen noch nach Grübeln noch nach Männerliebe. Stattdessen schloss er sich einer ungeordneten Reihe von Männern an, die auf dem gleichen Weg waren wie er selbst. Gemeinsam schlurften sie zum Ostrand des Lagers, um die Frauen zu betrachten.

Denn da draußen gab es ein zweites Lager, nicht mehr als einen Pfeilschuss entfernt, umstanden von Wachtposten und kaum ein Zehntel so groß wie das Hauptlager. Dort waren die Frauen untergebracht, denn die Römer hatten darauf bestanden, dass Männer und Frauen während der Reise getrennt karnpierten – aus imperialem Misstrauen womöglich, dass diese Barbaren aus lauter Fleischeslust ihre Aufgaben vernachlässigen würden. Oder sie bezweckten, den Männern die Frauen als Geiseln vorzuenthalten, da sie den Eiden nicht trauten, die diese Fremden auf ihre Klirgen geleistet hatten. Einmal hatte Kai mit einem anderen Sarmaten darüber gesprochen, der nur gelacht und erwidert hatte: »Da kennen sie unsere Frauen aber schlecht. Es wäre sicherer, *uns* als Geiseln zu halten, um *sie* zu befrieden.«

Jede Nacht zog es Männer zum Rand des Lagers, wie die Helden aus den alten Geschichten, die durch verzaubertes Wasser in die jenseitigen Lande spähten, um den Schatten einer verlorenen Liebe zu sehen. In dieser Nacht mochten

es an die hundert Männer sein, die wie auf eine unausgesprochene Vereinbarung hin alle keine Notiz voneinander nahmen. So konnte jeder hier vorgeben, ganz allein zu sein, und nur seinen privaten Träumereien nachhängen. Und so betrachtete Kai die fernen Umrisse auf der Suche nach einer ganz bestimmten Gestalt. Einer Frau namens Arite.

Die Chancen standen eins zu tausend, dass sie die Reise aus der Steppe mit ihnen angetreten hatte. Fünfhundert Frauen hatten sich den fünftausend Männern angeschlossen, die nach Westen geschickt wurden, erwählt mittels Losverfahren, durch das Ziehen eines schwarzen Steines aus einem Gefäß mit lauter weißen. Aber so sehr Kai gehofft hatte, sie würde eine der Auserwählten sein, spürte er doch gleichermaßen Sehnsucht und Reue, als er in der Dunkelheit Ausschau nach ihr hielt.

Da glaubte er, sie zu sehen, als der Flammenschein Gold und Silber in langem Haar erhellte. Eine groß gewachsene Gestalt, die rastlos von Feuer zu Feuer ging wie ein Anführer, der seine Wachleute abschreitet. Und vielleicht stimmte es wirklich, was die Geschichtenerzähler sagten, dass sich Verlangen selbst in Stille und von Ferne noch bemerkbar machte, denn dieser Schatten verharnte und schien in seine Richtung zu blicken. Er erinnerte sich an viele kleine Dinge aus dem vergangenen Winter. An Augen, die in der Dunkelheit leuchteten, an die raue Haut ihrer Handflächen, die seinen Rücken umfassten, und daran, wie sein Kopf in der weichen Kuhle zwischen ihrem Hals und ihrer Schulter ruhte.

Aber etwas stimmte nicht. Da war jemand, der sich Kai

näherte, ein weiterer Schatten in der Nacht, der die unausgesprochene Übereinkunft zwischen den Anwesenden verletzte. Ein gesichtsloser Mann in der Finsternis, und doch hätte Kai ihn überall erkannt.

Einst war Bahadur einer jener stets glücklichen und fröhlichen Männer gewesen, die das besondere Wohlwollen der Götter genießen, und sein Gesicht eher von Lachen als von Alter gezeichnet. Aber die Gefangenschaft bei den Römern hatte sein Lachen verstummen lassen, hatte ihm die Lieder genommen. Und da waren noch tiefere Wunden in seinem Herzen, die nicht die Römer ihm zugefügt hatten. Denn in dieser Nacht gab es nur eine Sache, die Kai und Bahadur miteinander verband. Beide hielten Ausschau nach derselben Frau.

Der Schatten neigte den Kopf ein wenig zur Seite – ein Stich fuhr Kai ins Herz, diese Bewegung zu sehen. Es war eine Geste, die er sehr gut kannte; Bahadur vollführte sie, wann immer er nach der Lösung für ein unmögliches Problem suchte. Und immer hatte er auch eine gefunden, denn das war seine Gabe gewesen. Ehe Kai das Einzige getan hatte, was Bahadur niemals verzeihen konnte, und das Band zwischen ihnen zerrissen war.

Eine knappe Handbewegung – nicht der Gruß, den man einem Freund erbiehen würde, sondern eine Geste, wie um einen streunenden Hund von der Herde zu verscheuchen. Eine Geste, der allzu oft bald ein geworfener Stein nachfolgte, oder ein Speer. Kai wusste, dass Bahadur dort stehen bleiben und ihn beobachten würde – falls nötig, bis die Sonne aufging, bis die römischen Peitschen seine Schultern